

# Briefkasten

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **2 (1946)**

Heft 2

PDF erstellt am: **26.06.2024**

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*  
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, [www.library.ethz.ch](http://www.library.ethz.ch)

<http://www.e-periodica.ch>

sprache. Den Grundsatz: „Kein Fremdwort für das, was deutsch gut ausgedrückt werden kann“, setzt er als selbstverständlich voraus und weist im Vorwort nur darauf hin, daß „die deutsche Bibel und die Werke unserer Dichter ihre Sprachgewalt zu einem großen Teil ihrer Sparsamkeit im Gebrauch von fremdem Sprachgut verdanken.“ Nun ist man in der Eile manchmal froh, wenn man in einem bequemen Verdeutschungsbuch rasch einen Ersatz für ein geläufiges Fremdwort nachschlagen kann; Dettlis Büchlein ist aber kein solches Nachschlagewerk, sondern ein Übungsbuch, an Hand dessen wir den Ersatz selber finden müssen, und wenn wir ihn selbst gefunden haben, prägt er sich uns natürlich tiefer ein, als wenn wir ihn bloß rasch nachgeschlagen und dann nachgesprochen oder nachgeschrieben haben. So gewöhnen wir uns an fremdwortfreies Denken und wissen, wenn wir selber in einen solchen Fall kommen, sofort, wie wir zu sagen haben, damit es gut deutsch wird. Da lesen wir z. B. Satz 87: „Sein Gehalt steigt Jahr um Jahr, bis es nach fünfzehn Jahren d. . . . erreicht.“ Aus den Punkten springt uns natürlich das gewohnte „Maximum“ in die Augen; nach kurzem Besinnen setzen wir ein: „den Höchstbetrag“ oder „die obere Grenze“. Oder Nr. 98: „Wir konnten den Wa-

gen nicht anhalten, weil die Bremse . . . ist.“ Wir hören sofort heraus „defekt“; wir besinnen uns und denken zuerst wohl an „kaputt“. Das klingt uns doch zu derb, aber wie wär's mit „schadhaft“ oder „beschädigt“? Das geht. Schon länger müssen wir uns wohl besinnen bei Nr. 286: „Wenige Häuser sind völlig das Eigentum ihres Besitzers, auf den meisten lastet ein größerer oder kleinerer Betrag als . . .“; denn „Hypothek“ ist doch landläufig, obgleich es gar nicht bodenständig klingt und mit seinem *h* und dem *th* ganz fremd anmutet und sicher häufig falsch geschrieben wird. Wenn wir selber keinen Ersatz finden, sehen wir im 2. Teil, den „Lösungen“, nach und finden „Grundschuld, Pfandbrief“ usw. Niemand wird die 500 Sätze „auf einen Haß“ durchlesen, aber täglich oder wöchentlich zu je 10 oder 20 Stück genossen oder vielmehr geübt, werden sie wohl tun, oder in der Schule je einer am Anfang jeder Deutschstunde. Aber auch sozusagen als Grundlage für ein Gesellschaftsspiel im Familien- oder Freundeskreis kann das Büchlein geistregend und sprachbildend wirken. Es sei lebhaft empfohlen, zum Selbstgebrauch wie als kleines Geschenk. Wenn dieses erste Heft gut abgeht — der Stoff für ein zweites ist schon bereit!

## Briefkasten

**A. J., B.** Sie finden es „nicht richtig“, daß in Heft 12 der Dichter „K. F. Meyer“ genannt wurde, er habe „Con-

rad“ und nicht „Konrad“ geheißen. Aus demselben Grunde werden Sie sich wenden gegen die Schreibweise

„Karl Spitteler“; er habe ja „Carl“ geheißten. Aber was heißt „geheißten“? Jahrhunderte, ja Jahrtausende bevor die Menschen schreiben konnten, haben sie schon Namen getragen, also so oder so geheißten. Für die Aussprache kommt es also genau auf dasselbe hinaus, ob wir diese Namen mit C oder mit K schreiben; die Menschen „heißten“ genau gleich. Konrad und Karl aber sind urdeutsche Namen, und es hat gar keinen Sinn, sie mit dem lateinischen Buchstaben C zu schreiben. Diese Gewohnheit stammt noch aus der Zeit, da die wenigen Leute, die schreiben konnten, auch Lateinisch konnten. Sie ist ein kümmerlicher Rest der lateinischen Kanzleisprache, ein alter bürokratischer Zopf. Nun haben ja Meyer und Spitteler über vieles nachgedacht, über viel wichtigere Dinge als die Schreibweise ihrer Namen, über so wichtige, daß sie gar nicht dazu kamen, auch darüber noch nachzudenken, und da sie klassisch gebildet waren, lag ihnen das C nahe, und sie machten den alten Brauch oder vielmehr die alte Mode einfach mit. Kann man sich aber vorstellen, daß sich Gotthelf oder Keller mit C geschrieben hätten, wenn sie einen dieser Namen getragen hätten? Spitteler hat die Geschichte von „Conrad dem Leutnant“ geschrieben, aber Keller erzählt vom Chorherrn „Konrad“; nur das erstemal, wo er ihn als den „alten Meister Conrad von Mure“ vorstellt, benutzt er das Schriftlich überlieferte C. Sogar der literarische Schwindler Biggi Störteler schreibt unter dem Decknamen „Kurt vom Walde“, und der Titel seiner „Briefe zweier Zeitgenossen“ soll heißen „Kurtalwino“. Meyer schreibt „Pancraz“,

Keller „Pancraz“. Spitteler schrieb sich „Carl“, aber Kellers Schneidersohn hieß „Karl“. Keller war auch, im Gegensatz zu Meyer, einer der ersten, die in der Schreibung von Fremdwörtern vom C zum K übergangen. Für „gewöhnliche Leute“ haben die Formen „Conrad“ und „Carl“ einfach keinen Sinn. Nun kann man sich freilich fragen: Soll man bei so berühmten Männern, die sich nun einmal mit C geschrieben haben, nicht eine Ausnahme machen und aus Ehrfurcht, aus „Pietät“, ihr C beibehalten, wie Sie es schon auf der ersten Seite gerade dieses Heftes sehen? Das ist eine Gefühlsache, in der man wohl in guten Treuen verschiedener Ansicht sein kann, wo man nicht sagen kann, das eine sei allein richtig und das andere falsch. Zu bedenken ist aber das: Wenn wir hier eine Ausnahme machen, helfen wir einen alten Zopf am Leben erhalten; denn jeder „gewöhnliche“ Chueretli oder Kharli wird sich dann auf seinen berühmten Namensvetter berufen und sagen: „Der... hat sich auch so geschrieben.“ Viele werden es tun, weil es etwas „Extras“ ist und ein wenig die Eitelkeit befriedigt. Oder ist es ein Zufall, daß in einem Verzeichnis von etwa dreißig deutschschweizerischen Offizieren und Unteroffizieren außer einem „Meyer“, wo eine Unterscheidung durch den Taufnamen nötig sein konnte, nur jene drei den Vornamen beizufügen für nötig hielten, die ihn mit C schreiben konnten? Jenen erlauchteren Geistern aber ist es heute vollkommen gleichgültig, ob wir ihre Namen mit C oder mit K schreiben!